

4]

Ein Tag.

(Nachdruck verboten.)

Von M. Arzbaschew. Deutsch von Adolf Gek.
(Schluß.)

Eisige Kälte lief durch Arsenjews Körper. Worn und weiterhin überall lagen Tote. Sie waren nackt, die Körper glänzten bloß und schrecklich. Arsenjew schritt vor und sah in das erste Gesicht. Es war ein riesiger, dicker Mensch mit der massiven gewölbten Brust eines schönen starken Tieres. Der Mann mußte schreckliche Kraft besessen haben. Auf seiner Brust war ein kleiner, dunkelroter akkurater Fleck.

„Weiter nichts . . .“ dachte Arsenjew ironisch, ohne seinen Gedanken zu bemerken.

Unter der Bank floß eine dunkle Blutlache. Arsenjew blickte stumpfsinnig darauf, stand einen Augenblick still, ging dann weiter und sah jedem Toten ins Gesicht. Sein Blick hatte bereits krankhafte Schärfe gewonnen, das ganze Zimmer schon übersflogen und sich die Reihen nackter unbeweglicher Körper mit zurückgeworfenen Köpfen und toten, trüben, weißen Augen ins Gehirn geprägt. Sonderbar, daß sie trotz ihrer Nacktheit so ruhig und unbeweglich lagen, obwohl man sie ansah und über sie redete.

„Hier ist sie auch nicht,“ sagte Arsenjew mit demselben dumpfen Ausdruck und verschluckte dabei etwas Schmerzhaftes, das ihm in der Kehle aufstieg.

Hierauf führte man ihn aus dem Zimmer hinaus. Das elektrische Licht erlosch, und wieder verschlang Finsternis die nackten Toten, als wenn sie in der schwarzen Leere zerschmolzen. Es war ganz unbegreiflich, wie dieses blendend matte, fürchterliche, Unnennbare, das selbst nach seinem Verschwinden noch vor den Augen stand, so schnell hatte entweichen können. Arsenjew wurde über den Hof geführt. Der war leer, dunkel und kalt. Dunkle, fargähnliche Gebäude, in deren schwarzer Masse nur hier und da gleichgültige, verschlafene Dächer blinzelten, umringten den riesigen finsternen Raum. Der Schnee schimmerte bläulich; hoch, hoch oben flimmerten die Sterne.

Bei einem Schuppen mit offener Tür sah man Menschen. Dunkel und hastig hutschten sie hin und her. Aus der Tür schlug Arsenjew ein sanderbarer, widerwärtiger Geruch von geschmolzenem Schnee, Mist und noch etwas Scharfem-Süßlichen entgegen und erfüllte ihn mit Schrecken. Im Schuppen schwalgte eine Lampe, und auf hölzernen Britischen lagen Leichen. Zuerst kam es Arsenjew so vor, als wenn es ein Hausen Lumpen wäre. Aber aus diesem Hausen ragten unbewegliche, schwarze, aufwärtsgekehrte Hübe hervor.

„Gleich sehe ich sie!“ schlug plötzlich etwas krampfhaft sicher in Arsenjews Kopf. In den Ohren klang Unheil verkündendes Loben und Säusen, als wenn irgendwo tausende entfernter Glocken summten und läuteten. In den Weinen zog qualvolle Schwäche, in der Brust bohrte seiner Schmerz. Arsenjew schwankte, schritt aber doch auf die andere Seite und ging an einem Hausen Toter vorüber, die wie Brennholz aufgeschichtet lagen. Die Arme mit geballten Fäusten verperrten ihm den Weg, er bog ab und ging stumpf vor sich hinblickend weiter; schmutzige Gehirnmasse, die aus einem augenlosen, wie ein Kopf leeren Kopf geschlossen war, fesselte kurze Zeit seinen schredensweiten Blick; dann sah er langes aufgelöstes Haar; ihm wurde trübe vor den Augen, und er packte mit krampfhaft klammernden Fingern den neben ihm gehenden Aufseher plötzlich mit so un menschlicher Kraft, daß der erschreckt aufstöhnte.

„Das ist sie nicht . . . Sie nicht . . . Das ist Kruglikowa, die ist rekonoziert!“ schrie eine durchdringende Stimme ungläublich laut an seinem Ohr, und er sah schon selbst ein unbekanntes Totengesicht mit dicken blauen Lippen. Sein Herz schlug entsetzlich heftig, die Augen drangen aus den Höhlen und aus den trockenen, offenen Lippen kam kein Atem.

„Das ist sie nicht . . . die Kruglikowa, sage ich,“ wiederholte der Aufseher.

Ringsum drängten sich Menschen, die Arsenjew mit blaffen, mitleidigen Gesichtern anstarrten.

Er kam mit einem Male zur Besinnung, lächelte krampfhaft, und da er fühlte, wie ihm langsam Blut vom Kopf floß, beugte er sich dicht über die Tote.

Sie lag friedlich da, hatte die Hände auf der Brust in ihren armseligen Lammfellmuff geschoben. Die Lammfellmuffe lag neben ihr; jemand hatte die lange, feine, stachelähnliche Nadel darauf gelegt.

„Ach, mein Gott, mein Gott!“ stöhnte jemand schüchtern und bebend. Arsenjew sah mit glänzenden Augen den Menschen an, wandte sich um und ging hinaus.

Auf dem Hof empfingen ihn Kälte und der Glanz der reinen, schönen Sterne. Ihr Licht drang aber nicht mehr in sein Gehirn, in dem ein alles erdrückendes und erfüllendes Chaos von blutigen Reichtum, zusammengekrallten Händen und schrecklich entblößten Zähnen herrschte. In dieser Umgebung ruhte mit mildem Schrecken das junge, schöne Gesicht mit aufgelöstem Haar und friedlich in den Lammfellmuff geschobenen Händen.

Dann bewegten sich wieder gelbe Laternenreihen und hohe Häuser auf ihn zu, die ihn schweigend mit ihren dunklen Augen anstarrten.

Die Nacht rückte vor und näherte sich dem Morgen, und der Zeit und dem Raum entrückt, gleichsam losgerissen von der ganzen Welt und andererseits von der blutigen Hand des Todes und Leidens mit fürchterlicher Kraft in ihre Schreden hineingewängt, fuhr Arsenjew von einem Krankenhause in das andere. Vor seinen starren Augen, die schon keine Hoffnung und keinen anderen Ausdruck als tödlichen Schrecken zeigten, zogen ganze Reihen von Leichen, Köpfen mit blauen Lippen, entblößten Zähnen vorüber, die mit Lumpen bedeckt oder in weißes, mit roten Kreuzen versehenes Leinen gehüllt waren, unter dem die Ecken und Vorsprünge der toten Körper sich entsetzlich deutlich abhoben.

Es war ein Chaos von Tod und Qual, das ein lebender Mensch nicht verstehen und nicht begreifen kann. Wenn Arsenjew die Augen schloß, tanzte vor ihnen in fürchterlicher Geschwindigkeit etwas unnennbar Trauriges, Entsetzliches von entstellten Gesichtern, knochigen Händen, Blut und Schmutz Erfülltes. Es war, als wenn eine unerhörte mächtige Stimme mit unglaublicher Kraft über sie hinschrie, sie rief, bis die armen, entstellten, schrecklich-traurigen, schweigenden Leichen sich wie Blätter im Herbstwind drehten und in ihrem Kummer stumpf die weißen, unbeweglichen Augen in etwas einbohrten und zu einer Tat aufforderten.

Ihre Gesichter änderten sich, wechselten unaufhörlich: bald drang ein kleines, schwaches Kindergeschrei, bald ein in die Schultern gesunkener Kopf, der mit scharfen, weißen Zähnen die Lippen biß; bald der blonde Bart eines einfachen, noch im Tode gutmütigen Gesichts; bald runde, nackte, mit leblosem Haar überschüttete Schultern und eine runde, noch im Tode schamlose Brust in totem, rasendem Wirbel ins Gedächtnis.

Aller Glaube, alle Kraft, alle Freude wichen aus Arsenjews Innern, und in seinem leeren Herzen war nur stummer, dunkler, grabeskalter Tod.

3.

Ein blauer Tag stand hinter den Häusern auf; die hohen Wände schimmerten grau, und die Fensterscheiben glänzten matt. Was Arsenjew sich mit seiner reinen, träumerischen, sanften Seele vorstellte, nämlich ein zerklüftetes, blut- und schmutzbedecktes Wesen, das widerwärtigen, scharfsüßlichen Totengeruch mit sich brachte, — dieses entkräftete, kleine, wichtige Ding gelangte kaum bis zu seiner Wohnung. Die hohe Doppeltür tauchte wie mit geschlossenen Augen rätselhaft vor ihm auf. Ein schwaches Klingelzeichen stöhnte, dann verging eine Minute in Schweigen und die Tür wurde geöffnet. Hinter ihr gähnte eine Reihe bläulich leerer, noch nicht erwachter Zimmer mit kaltglänzendem Parkettfußboden.

„Fräulein ist zurück,“ sagte eine bekannte Stimme hastig. „Ah!“ Arsenjew schwankte ins Zimmer und stieß stumpf gegen den Tisch. Er legte den Kopf auf die gefalteten, zitternden Hände, fühlte, wie leise Schwäche seine Füße durchzog und schloß die Augen. Da stieg sofort vor ihm trüber kalter Nebel auf, in dem ein unendlich langer, formloser Totenreigen lagte.

„Walter, Teurer, Liebster! Wo warst Du?“ rief ihn eine warme, unendlich liebevolle Stimme. „Ich hab' mich so gequält . . . War verhaftet . . . und Du?“

Arsenjew stand schnell auf, faßte Sascha mit leidenschaftlicher Freude an der Hand und blieb plötzlich stehen. Seine Freude starb ohnmächtig. Er hatte das Gefühl, als wenn alles einerlei wäre. Sascha war zurück, aber die frühere Ruhe, das frühere, glückliche, helle Leben würde nicht wiederkehren. In seine Seele war etwas Neues, Kaltes Entsetzliches eingezogen, neben den für die früheren stillen Freuden kein Platz mehr war.

Graues Licht stahl sich in die Fenster; es war trübe und kalt. Saschas große, dunkle Augen blickten betrübt und mit ganz neuem Ausdruck drein. Und plötzlich ballte Arsenjew mit schrecklicher Kraft die Fäuste, rollte in unaussprechlicher Wut und im Haß wie rasend die Augen und schrie heulend:

„Mein Gott, was ist das nur! . . . Sascha, liebste Sascha, ich vergesse diese Nacht mein ganzes Leben lang nicht! . . . Was haben sie getan! . . . Die verdammten Tierer!“

Und er weinte und schüttelte sich ganz zusammengeschrumpft. Alle stolzen, schönen Träume verschwanden aus seiner Seele, die freien, reinen Gedanken stoceten.

„Mein Liebster, Teurer!“ sagte Sascha, weinend; über seinem Kopf. „Was sollen wir tun . . . Sieh, diese Opfer sind nötig für die Zukunft . . . die andern haben es dann leichter! . . .“

„Die andern! . . .“ schrie Arsenjew mit schrecklichem Spott. „Wird denen etwa besser, die jetzt tot sind? . . . Sie sind doch einmal tot . . . Und geht es denen schlecht, die das getan haben?“

„Was willst Du?“ meinte Sascha, ihm unruhig in die Augen blickend. „Sie kommen auch an die Reihe . . .“

„Ich weiß . . .“ erwiderte er, plötzlich lachend, mit eisiger Zurückhaltung.

In seinem Gesicht ging eine sonderbare, schreckliche Veränderung vor: der schreckliche, ohnmächtig-würgende Ausdruck verschwand. Die Augen wurden groß und rund, und schielten in die Ecke, die Lippen wurden zusammengepreßt, auf den Wangen erschienen rote Flecke.

„Walter, was hast Du?“ schrie Sascha erschreckt und schüttelte ihn am Arm.

Er antwortete nicht, schielte zur Seite und lachte fein.

Er schwieg, weil die Raserei der Verzweiflung sein Inneres erfüllte. Er schwieg, obgleich alles in ihm schreien, sie zu Boden werfen, schlagen, alle Menschen vernichten und unaufhörlich schreien und schreien wollte, damit die ganze Welt diese dumpfe, drohende Stimme der Rache und Verzweiflung hörte.

(Nachdruck verboten.)

14) Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

(Schluß.)

Ehe er in den Kirchhof getreten war, hatte der Friedl die kleine Leiche noch einmal betrachtet, und da war es ihm mit der entsetzlichen Frage wieder so heiß durch das Hirn gegangen:

Warum? warum?

Denn alles war ja umsonst. Der Großvater lebte noch so sicher, als der Andrei nicht wieder erwachte. Jede Stunde konnte er wiederkommen, der schreckliche Greis, unter lautem Jammergebrüll nach dem Kinde verlangen und seinem Sohne zum Trost, Tag aus und Tag ein, wieder die Gräber durchwandern, bis sie selbst aufsprangen am Tage des Gerichtes. Eine furchtbare Verzweiflung bemächtigte sich des Totengräbers. Mit geballter Faust schlug er sich an die Brust und söhnte laut.

Hier ruhte sein Erstgeborener, dort im Hause sein letzter auf dem Totenbette, ein unsichtbares Gespenst schlich der Alte über die Erde, und da stand der Vater, der die Grube aufreißen sollte, wo sieben seiner Kinder ihm vorangegangen waren, während drüben die söhrende Mutter ein neues zur Welt brachte. Das war das Leben! Dafür hat man sich durchgerungen, dafür hat man gegraben und gegraben, einundzwanzig Jahr die Schaufel geschwungen und in modernder Fäulnis gelebt, für nichts und wieder nichts.

„Andreil!“ rief der Totengräber und ließ die Schaufel fallen, „Andreil! oh, wenn ich dich lebendig machen könnt!“

Dan sank er auf die Knie und schluchzte, daß es ihm fast die Brust zerriß.

Aber kein Jammer, kein Bitten gab ihm das Kind zurück. Das mußte der Friedl schon. Er konnte keine Wunder wirken, und von Gott, der dort oben wohnen sollte und Leichen auferstehen ließ,

hatte er kein Recht etwas zu verlangen. An ihm war er verzweifelt. Der kleine Hügel im stillen Winkel, vor dem er immer noch kniete, war das Erinnerungsdenkmal jenes Tages und seines ganzen Lebens überhaupt. Ein teurer Platz war es ihm geworden, heiliger als jede andere Stätte des Friedhofs, die der Pfarrer mit Weihwasser besprengte. Mochten sie ihn auch einst an der gleichen Stelle einscharen, er verlangte für sich nichts Besseres.

Dort unten ruhte das Wenige, was er geliebt hatte auf der Welt, nur der Andrei nicht. Warum nicht? Warum sollte er den Waben nicht gerade so gut hier eingraben können wie da drüben? Ein jäher Entschluß ließ den Friedl die Haue ergreifen. Andrei gehörte auch da hinunter in den stillen Winkel, mochte der Pfarrer mit dem versammelten Dorfe ein Wehgeschrei erheben, daß die Berge zu zittern begannen. Friedls ganzer Trost erwachte wieder. Keiner durfte ihm wehren, sein Kind zu begraben, wo er wollte, und mußte er gegen die ganze Welt ankämpfen.

Mit wuchtigen Hieben schlug er in die Erde. So dachte er niederzuhauen auf die Köpfe der Bauern, wenn sie morgen den kleinen Sarg hinwegreißen wollten von der verrufenen Stätte. Die Leiche war sein Eigentum, und wer sie anrührte, dem wollte er eine Erinnerung mitgeben, daß er nimmer den Tag vergaße, an dem der Friedl sein letztes Kind begrub. Das letzte? Er setzte aus in der Arbeit. War das nicht ein Hilfeschrei gewesen, der bange Laut, der eben an sein Ohr gedrungen war? Gespannt horchte der Friedl. Da — jetzt tönte es wieder und gleich darauf noch einmal vom Hause herüber, bang und schmerzgerissen. Der Totengräber kannte es, es war die Stimme seiner Frau. Wütend tobte es ihm in den Schläfen. Andrei blieb nicht sein letztes Kind, das neue Leben rang sich herauf ins elende Dasein, und der es gezeugt hatte, legte ihm als ersten Willkommgruß Fluch und Verderben auf den dornigen Weg, noch ehe es geboren ward. Mit rasenden Hieben fuhr er wieder in die aufgewühlte Erde, als gelte es ein Grab für die ganze Menschheit zu schaffen. Weg! Weg mit dem Kindel! Andrei mußte der Letzte sein, was jetzt noch kam, gehörte unter den Woden.

Friedl hatte die Haue beiseite geschleudert und war in die Grube hineingesprungen. Dort schwang er die Schaufel und warf Scholle auf Scholle empor, daß die Steine nach allen Seiten flogen. Immer weiter öffnete sich das Grab, immer tiefer kam der Friedl hinunter, immer wütender arbeitete er, um nichts hören zu müssen, was dort oben vorging auf der furchtbaren Erde. Aber jetzt, wo er einen Augenblick aussetzte, drang wieder ein Schrei zu ihm und gleich darauf noch einer. Das kam nicht vom Hause herüber, ganz nah bei dem stillen Winkel hatte es gellungen, zweimal kurz nacheinander. Hastig kletterte der Totengräber aus der Grube heraus und horchte. Dort, den Kirchhof kam etwas herauf mit polsternden Schritten, immer näher und näher. Jetzt rief es wieder, halb erregt, halb spöttisch seinen Namen.

War das nicht der Mödlinger Michl?

Der Totengräber glaubte die freche Stimme zu erkennen.

„Wer is da? Sieh a Antwort, Du Schuft, Du!“ brüllte er rasend.

Ein lautes Gelächter antwortete ihm. Gleich darauf stürzte der Michl auf ihn zu.

„Bist da, Friedl?“ schrie er. „No, weil wir Di nur haben.“

Mechanisch griff der Friedl in seine Tasche. Da steckte noch das Messer, das er damals in der Nacht zu sich genommen hatte.

„Was wollt Ihr von mir?“

Michl klopfte ihn auf die Schulter.

„Mußt lei' Angst hab'n, mei Lieber, i ru Dir nig, und die, die da hinten kommen, tun Dir a nig.“

Er deutete gegen den Eingang des Friedhofs. Ein wüstes Geschrei von vielen Menschen drang an Friedls Ohr. Dorthin, zum Hause hinüber, schien sich der schauerliche Zug zu bewegen.

„Hörst Du's?“ lachte der Michl. „Und weißt auch, wen die bringen? Dein' Vater!“

Friedl stand einen Augenblick wie erstarrt. So fest er geglaubt hatte, daß der Alte noch am Leben war, jetzt, wo man ihn lebendig wieder brachte, schien ihm alles ein wüstes Gaukelspiel, das der Satan vor ihm aufführte, um ihn zu narren.

„Du lägst, Du Lump, Du verkommener“, schrie er.

„Wirst's ja gleich selber sehen“, lachte der Michl. „Sie kommen ja schon alleweil näher 'rauf. Uebrigens halt . . . da, mach Deine Ohren auf, jetzt kannst ihn ja schon selber hören.“

Er packte ihn beim Arm und sah ihm fest in die Augen. Friedl hielt den Atem an. Ja, das waren sie, diese langgezogenen schauerlichen Laute, die immer das Haus durchtönten. Er kannte sie nur zu gut.

„Hörst ihn?“ höhnte der Michl. „Jetzt kommt er. Im Hubertuswald haben's ihn g'funden, halb verhungert, weil er si' nimmer heimtraut hat zu sei'm zärtlichen Herrn Sohn.“

Jedes Wort traf den Friedl wie mit Keulenschlägen. Er griff sich an die Stirne, ob er noch bei Sinnen sei, und gleich darauf war es ihm, als müsse er zu Boden schlagen. Mit letzter Gewalt riß er die Vatersempor. Nun taumelte er den Ankommenden entgegen und leuchtete hinein in die schwarze Renge.

Lauter aufgeregte, wilde Gesichter, eines neben dem andern, und da . . . da . . . in der Mitte ein entsetztes, gelbes Antlitz, das ihn anstarrte so gräßlich wie ein verfaulten Leichnam, den man wieder aus der Erde gegraben hatte. Der Friedl glockte es an wie eine Erscheinung des Jenseits. Das war sein Vater, dem ein

ewiges Leben beschieden war, der immer wieder kam und die Erde zersprengte, wenn er ihn hundertmal zugelegt hatte. Als Sieger stand er vor ihm, der röchelnde Greis, Jahre und Geschlechter überdauernd, trotzig und unverwundbar, denn jeden Streich, der gegen ihn geführt ward, hatte er zurückgelassen auf's Haupt des Gegners, der nun entwaffnet zusammenbrach.

Mit einem wahnsinnigen Schrei hieb der Totengräber die Laterne zu Boden und rannte hinweg. In rasender Flucht stürzte er zu seinem Hause. Hinter ihm kamen die andern, der Alte an der Spitze. Der Totengräber warf eilig die Türe zu und verriegelte sie dreifach.

„So lang i noch leb', kommt er mir net 'rein“, schrie er.

Dann suchte er mit den Armen in der Luft herum, als müßte er tausend Feinde bekämpfen und lief zum Herrn Meier hinein.

Wie ein Raubtier packte er das Gerippe und schleuderte es auf die Erde, daß Schädel und Knochen umherslogen. In weitem Saße sprang er mit den eisenbeschlagenen Schuhen auf den trachenden Brustkorb und zertrat ihn in Stücke.

„Fahr zum Teufel“, sagte er, „Du Hundsfott, der mi mein Lebtag belogen hat.“

Als er aber den Schädel noch ganz sah, riß er eines der eisernen Grabornamente von der Wand und hieb ihn mit einem Schlag in tausend Splitter.

Gleich darauf hielt er leuchtend ein. Von der oberen Kammer drang es auf einmal durch die dünne Decke mit einem heiseren, kläglichen Schrei. Der Friedl riß Augen und Ohren auf und ließ seine Waffe fallen. Das war nicht mehr das Wehklagen der ringenden Mutter, ein neues Leben begrüßte die Welt, und in den ersten Schrei des eben Geborenen mischte sich jetzt das gellende Hohngelächter des verzweifelnden Vaters.

„Freu dich, Großvater“, schrie er. „Freu dich, Alter. Der Andredl is kaum tot, und da is schon wieder einer, der mi 'nunterbruden möcht in die Erden. Aber, jetzt is's 'rum. Plag's euch nimmer, ich geb's auf.“

Draußen pochte es mit furchtbarer Wucht an die Türe.

„Glei' darfst 'rein, Großvater“, schrie der Friedl.

Er warf einen letzten Blick auf Andredl, dann eilte er über den Flur hinaus in den Stall und stürzte durch den Schuppen fort zum Viehbach hinunter.

Am andern Abend humpelte ein alter Mann im Gottesacker zwischen zwei frischen Gräbern herum. Dort, inmitten der leuchtenden Kreuze hatte man heute seinen Enkel und ganz hinten im stillen Winkel seinen Sohn begraben, der sich selbst das Leben genommen hatte. Der Alte aber schien gar nicht traurig zu sein. Er ging ganz vergnügt in der warmen Abendsonne herum, und in den Armen trug er ein großes, leinenes Bündel, das einen Säugling barg. Mit blödsinnigem Lachen beugte er sich zu dem Kinde herab und liebte es.

„Bist a Mordsterl“, lachte er dabei, „a Mordsterl! Du mußt amal a Totengräber werd'n. Wart nur, balst groß bist, derfst mi abhol'n beim Godinger.“

französische Wahlrechtskämpfe.

Im Wahlrechtskampf erinnert der 18. März das preussische Volk daran, daß die Berliner Straßenschlacht das allgemeine, gleiche Wahlrecht erobert hat, dessen Erziehung durch die Dreiklassenmacherei dann das Werk eines reaktionären Gewaltstreichs war. So wurde auch für die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung das allgemeine Stimmrecht angenommen, und vom Anbeginn der 48er Bewegung fand sich diese demokratische Grundforderung in all den Sturmpetitionen, die in den verschiedenen deutschen Vaterländern den regierenden Herren vorgelegt wurden. Die besitzenden Klassen hätten lieber ein Geldwahlrecht gehabt, mußten aber ihren Herzenswunsch zunächst vertagen, angesichts des Umstandes, daß die Revolution in Deutschland zum Ausbruch gekommen war insofern eine französische Volkserhebung, die als Wahlrechtsbewegung begonnen hatte und an die Stelle des Bourgeoisönigtums mit dem Geldwahlrecht die demokratische Republik mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht setzte. Die Frühlingstürme des Jahres 1848 kamen von Frankreich nach Deutschland herüber, und wenn der Völkerfrühling bei uns erst im März begann, so setzte er im westlichen Nachbarlande schon vor Ende Februar ein. Der deutschen Märzrevolution ging die französische Februarrevolution voraus, von deren Sieg Lassalle an einer berühmten Stelle seines Arbeiterprogramms die erste Morgenröte einer neuen Geschichtsperiode datiert, weil sie das allgemeine Stimmrecht proklamierte.

Wenn unsere herrschenden Kreise nicht für die Lehren der Geschichte ebenso blind wären, wie für die Zeichen der Zeit, so könnte bei der Erinnerung an 1848 gerade der französische Anfang der Bewegung sie darauf stoßen, ein wie gewagtes Spiel der Versuch ist, mit dem Polizeifüßel und dem Schießprügel den Ruf nach mehr Volksrechte zu unterdrücken, wenn er von einer großen Volksbewegung getragen wird. Dieses Spiel haben der französische Bourgeoisönig Louis Philippe und seine Staatsweisen gegen die Wahlrechtskämpfer jener Zeit gewagt und haben es verloren, mit dem Erfolg, daß noch viel mehr in die Brüche ging, als bloß das Geldwahlrecht, das seit der Julirevolution von 1830 den Kreis der Stimmberechtigten auf die 200 000 Bourgeois,

rund 2 Prozent der erwachsenen männlichen Bevölkerung, beschränkte, die mindestens 200 Franken Steuern jährlich bezahlten. Unter diesem Wahlsthem beherrschte die Schicht der besitzenden Klassen, die man die hohe Finanz nennt, das Land und beutete die politische Gewalt rücksichts- und schamlos zu ih, in materiellen Vorteilen aus. Die wüßteste Korruption herrschte bei den Wahlen, wie in der Kammer und in den amtlichen Kreisen, und wurde durch die einander jagenden Skandalprozesse den weitesten Kreisen vor Augen geführt. Die Alleinherrschaft des Spekulantentums wurde schon seit etwa dem Ausgang der 30er Jahre von den außerhalb des regierenden Klüngels stehenden Schichten der besitzenden Klassen lebhaft bekämpft und eine Wahlreform als das Mittel erkannt, um die Machtverhältnisse im Parlament zu verschieben. Der Bourgeoisliberalismus, zu dem sich die große Mehrzahl der Opposition in der Kammer bekannte, forderte aber keineswegs das allgemeine Stimmrecht, sondern bloß die Herabsetzung des Zensus auf 100 Franken, wodurch ein Teil des Kleinbürgertums wahlberechtigt geworden, die Zahl der Wähler aber bloß verdoppelt worden wäre, während neun Zehntel der Bevölkerung nach wie vor politisch rechtslos geblieben wären. Daneben aber machte sich auch gleich die demokratische Forderung des allgemeinen Wahlrechts geltend, die von kleinbürgerlich-radikaler, wie von proletarisch-kommunistischer Seite erhoben wurde.

Im Jahre 1840 machte sich unter den Pariser Arbeitern eine lebhafte Bewegung für bessere Arbeitsbedingungen geltend, und da fand auch die politische Forderung des allgemeinen Stimmrechts unter ihnen als Mittel zur Verbesserung ihrer Lage Anklang. Während die gemäßigtere Opposition in der Kammer mit liberaler Halbheit nur die Herabsetzung des Zensus verlangte, wurde von radikaler Seite eine Petition für allgemeines Stimmrecht vorgelegt, die 240 000 Unterschriften trug. Von der Regierung und der Kammermehrheit wurde jede, auch die kleinste Reform von der Hand gewiesen. Man verließ sich auf die bewaffnete Macht. Und wie gegen die Arbeiterbewegung dieses Jahres 1840 mit brutalster Polizei- und Militärgewalt vorgegangen wurde, so ging man auch gegen eine große Demonstration für Wahlreform, die am 14. Juli 1840, am Jahrestag des Bastillenssturms, in dem Pariser Arbeiterquartier St. Antoine stattfinden sollte, mit einem polizeilichen Verbot vor. Unbequemem Unglückspropheten von der Feder ging man mit dem Staatsanwalt zu Leibe, so dem berühmten christlichen Sozialisten Lamennais, von dem im Oktober 1840 eine Flugchrift für die Wahlreform herauskam. Darin hieß es u. a.: „Reform! Reform! Das ist der Ruf, der widerhallen muß von einem Ende des Landes zum anderen, von Brest nach Straßburg, von Bayonne bis Dinkirchen. Die Reform, eine vollständige Reform wird uns befreien von der selbstsüchtigen Kasse der Feiglinge und Verräter, der Auslauger, die in dem Volke nur eine zu verzehrende Beute sehen. Frankreich kann nicht untergehen, die Welt bedarf seiner. Wenn ihr darum, ich sage es den Furchtsamen, wenn ihr keine friedliche Reform haben werdet, so werdet ihr eine gewaltsame haben. Wählt.“ Dafür mußte Lamennais ein Jahr brummen, und doch hatte er nur wahr geprochen: kaum sieben Jahre später gaben die Ereignisse seiner Prophezeiung recht.

Sobiel Zeit blieb dem König, dem leitenden Minister Guizot und ihren Konjorten noch, um in sich zu gehen. Sie dachten nicht daran, obwohl sie oft genug an die Notwendigkeit von Reformen, vor allem der grundlegenden Reform, der Wahlreform gemahnt wurden. Für alle parlamentarischen Reformanträge und für alle Reformpetitionen aus dem Lande hatten die Regierenden nur taube Ohren; für sie war alles aufs beste bestellt in der besten der möglichen Welten. Das Spekulantentum machte glänzende Geschäfte in den Jahren des Eisenbahnfiebers, die gleichzeitig auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens mächtige Fortschritte des Kapitalismus brachten, aber auch einen enormen Schwindel blühen sahen. Und dann kam das Jahr, in dem die Schwindelblase platzte; der Fehlernte von 1846 folgten die Feuerung von 1847, die industrielle Krisis, Arbeitslosigkeit, Massenelend, massenhafte Bankrotte, und auch eine Massenbewegung setzte nun ein. Wie das hungernde Proletariat, in dem der Sozialismus großen Anhang gefunden hatte, die Bourgeoisregierung und das Geldwahlrecht mit steigendem Ingrimm anfaß, so war auch in den Herzen des Bürgertums die Empörung über das bestehende System groß, über dieses korrupte Regime der Vörsienwölfe, von denen man gerupft worden war. Auch aus diesen Kreisen fand nun der Ruf lauten Widerhall: Nieder mit der Korruption! Hoch die Reform! Das Verlangen nach einer Wahlreform, die der Herrschaft der regierenden Clique ein Ende machen sollte, griff im Jahr 1847 immer weiter um sich — in der bourgeois-liberalen, wie in der radikalen Form. In der Kammer stellte im Frühjahr 1847 ein konservativer Abgeordneter, der sich gleich einer Anzahl von Gesinnungsgenossen zu der Notwendigkeit befehrt hatte, eine Wahlreform vorzunehmen, wenn die Lage nicht sehr gefährlich werden sollte, Dubergier de Gouranne, den Antrag, den Zensus für die Wahlberechtigung von 200 auf 100 Frank herabzusetzen. Aber die Mehrheit und die Regierung wollten von nichts hören. Die geringfügigsten Verbesserungsanträge lehnte der leitende Minister Guizot ab. Die Erwähnung des allgemeinen Stimmrechts nahm er überhaupt nicht ernst; für „dieses absurde System“ hatte er nur ganz verächtliche Worte übrig. Auf den Zuruf eines

radikalen Abgeordneten, der Tag des allgemeinen Stimmrechts werde kommen, erwiderte Guizot: „Für das allgemeine Stimmrecht gibt es keinen Tag!“ Dies Wort sollte durch die Tatsachen klagen gestraft werden, ehe noch ein Jahr verging.

In der Erkenntnis, daß sie in der Kammer mit ihrer kompakten Regierungsmehrheit tauben Ohren predigte, entschloß sich die Opposition dazu, die Fenster zu öffnen, wie einer ihrer Abgeordneten es ausdrückte, d. h. draußen eine Wahlrechtsbewegung zu entfalten. Ueberall wurden nun Unterschriften zu Massenpetitionen um Reform gesammelt, und weiter setzte sie sogenannte Reformbankette ein, politische Zweckessen, bei denen Tischreden über die Wahlrechtsfrage gehalten wurden. Das erste Reformbankett fand am 9. Juli 1847 im Pariser Château-Rouge statt. Ueber tausend Gäste nahmen daran teil, die durchweg dem besitzenden Bürgertum angehörten; das Volk sah draußen zu und bildete den Chorus, der die Mariettaise mitsang. So trugen auch zahlreiche andere Reformbanketts im Lande einen durchaus bürgerlichen und gemäßigten Charakter und wollten weiter nichts als eine Herabsetzung des Zensus. Daneben aber gab es bald radikale Reformbankette, die dem allgemeinen Stimmrecht galten und die gemäßigten immer mehr überwogen und verdrängten; die Stellung dieser radikalen zu der gemäßigten Reformbewegung sprach damals Flocon mit den Worten aus: „Jeder für seine Fahne! Jeder für seinen Glauben! Die Demokratie mit ihren 25 Millionen Proletariern will diese befreien und sie als Bürger, Arbeiter, Gleiche und Freie begrüßen! Die Kastardopposition mit ihrer Geldaristokratie dagegen spricht von Reform, vom Hundertfrank-Zensus! Wir verlangen mehr, wir verlangen die Menschen- und Bürgerrechte für alle!“ Berühmt geworden ist auch ein Reformbankett in Râcon, wo der Abgeordnete Lamartine für allgemeines Stimmrecht und andere radikale Reformen sprach und dem Bürgertum, wenn es sich auch weiterhin mit einer Wähleraristokratie umgebe und Frankreich der Korruption überliefere, den Sturz in Aussicht stellte, den Sturz durch eine Revolution, die Revolution aus Verachtung.“

Diese Rede fand in ganz Frankreich ungeheuren Anklang, wie denn überhaupt der Reformruf von immer größeren Massen mit immer größerem Nachdruck aufgenommen wurde. Aber die Regierenden mit dem König und Guizot an der Spitze, verachteten alle Warnungen, die an sie gerichtet wurden; ein solcher Rossbanderlief kam in der nächsten Kammer-session auch von einem Abgeordneten der Regierungspartei, der auf die Ausbreitung des Sozialismus in der Arbeiterklasse hinvies und seine Rede mit dem Wort schloß: „Wir schlafen auf einem Vulkan.“ Die Masse der Regierungspartei und ihres Anhangs glaubte aber an keine Gefahr. Eine Revolution galt für unmöglich bei der großen Stärke der bewaffneten Macht in Paris. Auch unter radikalen Politikern war diese Meinung verbreitet. Man dachte an die sehlgeschlagenen republikanischen Aufstände der vier Jahre, die in Strömen von Blut erstickt worden waren. Aber damals fanden Polizei und Militär eine Stütze an der Nationalgarde, dieser Bürgerwehr, deren große Mehrzahl aus dem Pariser Krämertum bestand. Diese Klasse war jetzt auch mißvergnügt und verlangte nach Reformen, weshalb dann, als es hart auf hart ging, die Nationalgarde versagte. Damit rechnete die Regierung aber nicht. Sie glaubte vielmehr, die Reformbewegung mit Gewalt niederwerfen zu können, und nahm deshalb die provokierendste Haltung an. Als Ende Dezember 1847 die Kammern zusammentraten, fand sich in der Thronrede ein Passus, der jede Aenderung der bestehenden Verfassung undweg ablehnte und obendrein die Reformkämpfer groß beleidigte: es wurde da behauptet, daß die herrschende Aufregung von feindseligen und blinden Leidenschaften angefließt worden sei. Nach heftigen Adreßbesätzen betete die Mehrheit der Kammer in ihrer Adresse an den König diese Behauptung der Thronrede nach. Wo die Verblendung zu finden war, sollte sich nun bald genug zeigen.

Die Opposition der Kammer beschloß, zum Protest gegen die auf sie gerichteten Beleidigungen an einem großen Reformbankett teilzunehmen, das in Paris am 22. Februar 1848 stattfinden sollte. Im Zusammenhang mit diesem Bankett kamen nun die Dinge zum Klappen, weil die Regierung nun ihre während der Adreßbarte ausgesprochene Drohung wahr machen wollte, daß sie keine Reformbankette mehr dulden werde. Sie wollte gegen das für den 22. Februar geplante um so mehr einschreiten, als ihm eine große Straßendemonstration der Pariser Bevölkerung programmäßig vorausgehen sollte. Bankett wie Anzug wurden vom Polizeipräfekten verboten und sollten nach den Ankündigungen dieses Herrn mit allen Mitteln verhindert werden. Daraufhin zog sich die parlamentarische Opposition von der Sache zurück. Das Bankett wurde abgelehnt. Auch radikale Blätter warnten die Bevölkerung davor, der Regierung die gewünschte Möglichkeit zum Anrichten eines Blutbades zu geben. Aber die Stimmung war in Paris so, daß am 22. Februar trotz alledem ungeheure Menschenmassen an dem Treffpunkt zusammenkamen und unter Hochrufen auf die Reform demonstrierend umherzogen. Bald fiel die wegen ihrer Grausamkeit allgemein verhaßte berittene Polizei über Demonstranten auf das brutalste her, ließ aber auf heftigen Widerstand. Und äherte sich dieser anfangs bloß in Steinwürfen, so kam es im Lauf des Tages

schon zu regelrechten Straßenkämpfen zwischen der bewaffneten Macht und Arbeitern, die sich hinter Barricaden verschanzt und mit Gewehren von Nationalgardisten und aus den Waffenläden ausgerüstet hatten. Die Regierung hielt die Lage aber für unbedenklich im Vertrauen auf ihre 30 000 Mann Militär. Indes am 23. Februar wurden die Kämpfe häufiger und heftiger, und es zeigte sich, daß die Nationalgarde zwar nicht auf Seiten des Volkes kämpfte, aber auch nicht für die Regierung, sondern sich neutral hielt und mitunter Angriffe des Militärs aufs Volk verhinderte. Diese Haltung der Bürgergarde erregte nun an allerhöchster Stelle Beforgnis. Guizot wurde zum Dyrer gebracht und durch den nicht ganz so konservativen Grafen Molé ersetzt.

Es war eine bloße Scheintönzession; denn gleichzeitig wurde Marschall Bugeaud, ein brutaler Handgelenk, mit dem Oberbefehl über die bewaffnete Macht betraut: er übernahm sein Amt mit dem Vorsatz, möglichst viele von der Kanaille niederknallen zu lassen. Ein gräßliches Blutbad, das am Abend von Soldaten unter Demonstranten angerichtet wurde, verhinderte, daß die „Konzeßion“ der Berufung Molés irgendwo ernst genommen wurde, und rief allgemeines Verlangen nach Rache hervor: der Hochruf auf die Reform wurde durch Hochrufe auf die Republik ersetzt. Ueber 1500 Barricaden wuchsen in der Nacht zum 24. Februar aus dem Boden, und in dem entbrennenden Kampfe waren alle Anstrengungen Bugeauds vergeblich; auch verlagten die erschöpften Truppen angesichts der Haltung der Nationalgarde mehr und mehr den Dienst. Nun hätte Louis Philippe gern ernstlich eingelenkt. Aber jetzt hieß es: zu spät. Auch die Abdankung des Königs konnte nun den Thron nicht mehr retten. Das Volk von Paris verlangte gebieterisch die Republik, und angesichts der Tatsache, daß das arbeitende Volk den Sieg erfochten hatte, mußte es die demokratische Republik sein; die Wahlreform trat mit der Republik zugleich ins Leben in Gestalt des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrechts. Es waren überraschende, überwältigende Nachrichten, die damals der Telegraph nach Deutschland brachte, wo sie wirkten, wie der Funke aufs Pulverfaß, und die Märzrevolution im Gefolge hatten, besonders auch die Berliner Märzrevolution, deren glorreichem Andenken der heutige Tag gehört. a. o.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Robert Henseling: Sternbüchlein für 1910. Mit 12 Sternarten und zahlreichen Abbildungen. Herausgegeben vom Kosmos (Stuttgart, Franzische Verlagshandlung). Kartoniert 75 Pf. Das vorliegende Bändchen stellt im wesentlichen eine Uebersicht der Himmelserscheinungen dar, die während der einzelnen Monate zu beobachten sind. Viele Tageszeitungen bringen bereits Monatsberichte, denen leider bloß die kleinen Kärtchen fehlen, die das vorliegende Buch hat. Solche Karten sind wegen des stets verändernden Laufes der Planeten und des Mondes erforderlich. In dieser Beziehung erfüllt das Büchlein seinen Zweck. Die Erläuterungen sind nicht so einwandfrei. Sie wollen von allem etwas geben, geben aber viel zu wenig. Es muß daher auf die kleine Literaturzusammenstellung am Schluß verwiesen werden, die unsere Leser auch schon aus einem zusammenfassenden Referate kennen. Vielleicht verzichtet eine neue Auflage des Bändchens auf die meisten Erläuterungen, dann wird's billiger und wertvoller. Hoffentlich zeigen dann die Bahnen Jupiters und Saturns auf den kleinen Sonderkärtchen auch nicht wieder so völlig planetenbahnentwirdige Ecken.

Technisches.

Drachlose Telegraphie auf Frachtschiffen. Die drachlose Telegraphie ist noch immer eine ziemlich kostspielige Sache, und das ist wohl der Grund, weshalb bisher nur Kriegsschiffe, bei denen es ja auf die Kosten einer wichtigen Kreuzer gar nicht ankommt, und große überseeische Luxusdampfer mit den dazu gehörigen Apparaten ausgerüstet worden sind. Eigentlich ist es aber doch nicht einzusehen, warum die Frachtschiffe zurückstehen sollten, da sie doch oft Ladungen von ganz außerordentlichem Wert mit sich führen. Da sich nun aber herausgestellt hat, daß die drachlose Telegraphie durchaus nicht nur zum Vergnügen, wie zum Herstellen hochseischer Zeitungen oder zum Luxus, wie zum Absenden von Privattelegrammen der Passagiere, brauchbar ist, sondern unter Umständen auch ganzen Schiffen und ihrer Besatzung die Existenz zu retten vermag, wird man wohl mehr und mehr zu dem Schluß kommen, daß sie auch für Frachtdampfer eine Kreuzer von gelegentlich höchstem Wert sein kann. Demzufolge ist jetzt eine Anzahl großer deutscher Frachtdampfer, die zum Verkehr zwischen Hamburg und England, dem Mittelmeer und vielleicht auch Südamerika bestimmt sind, mit Apparaten für drachlose Telegraphie versehen worden. Die Kapitäne der Schiffe erhalten zuvor eine besondere Unterweisung in der Bedienung der Apparate. Die Drähte werden zwischen den Masten in einer Höhe von ungefähr 30 Metern über dem Wasserpiegel angehängt. Die Aufnahmefähigkeit des Empfängers ist je nach der Größe der Schiffe auf 150–300 Kilometer im Umkreis gemessen worden.